

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Thomä, Dieter
Vaterlosigkeit

Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee
Herausgegeben von Dieter Thomä

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1947
978-3-518-29547-2

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1947

Väter beschäftigen sich heutzutage gerne mit der Suche nach sich selbst. Dass sie im familiären Rollenspiel aus dem Tritt geraten oder gewissermaßen ›von der Rolle‹ sind, ist kein Wunder. Schließlich geht die Krise der Vaterschaft direkt auf die Gründungsakte der modernen Gesellschaft zurück: Sie inszeniert Vaterabschaffung und Vaterlosigkeit, lange bevor diese mit Mitscherlichs Buch *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* sprichwörtlich geworden sind. Im vorliegenden Band wird ein Bogen geschlagen, der vom frühen Tod des Patriarchen über die angeschlagenen Väter des 20. Jahrhunderts bis zum Siegeszug der Individualisten und der von Jugendlichen und Berufsjuvengeordneten bestückten Peergroups reicht. So zeichnen renommierte Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler in diesem Band das Bild einer anderen Geschichte der Moderne; auf überraschende Weise wird in ihr das Private politisch und das Politische privat.

Dieter Thomä, geboren 1959, ist Professor für Philosophie an der Universität St. Gallen und derzeit Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Im Suhrkamp Verlag sind von ihm erschienen: *Die Zeit des Selbst und die Zeit danach. Zur Kritik der Textgeschichte Martin Heideggers 1910-1976* (1990); *Vom Glück in der Moderne* (stw 1648); *Totalität und Mitleid. Richard Wagner, Sergej Eisenstein und unsere ethisch-ästhetische Moderne* (stw 1765); *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem* (stw 1817).

Vaterlosigkeit

*Geschichte und Gegenwart
einer fixen Idee*

Herausgegeben
von Dieter Thomä

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1947

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29547-2

Inhalt

Vorwort des Herausgebers 7

Dieter Thomä

Statt einer Einleitung: Stationen einer Geschichte
der Vaterlosigkeit von 1700 bis heute 11

Friederike Kuster

Vaterschaft und Vaterland. Das Vaterkonzept
im Republikanismus des 18. Jahrhunderts 65

Peter Fritzsche

Väter, Waisenkinder, Onkel. Der Vaterverlust
und die Grundlagen der Moderne 84

Claudia Bruns

Metamorphosen des Männerbunds. Vom patriarchalen Vater
zum bündisch-dionysischen Führersohn 96

Christa Hämmerle

Vaterlosigkeit – ein fragwürdiges Konzept der neueren
Geschichtswissenschaft?
Grundsätzliche Überlegungen
mit Blick auf das 19. und frühe 20. Jahrhundert 124

Jürgen Reulecke

»Vaterlose Söhne« in einer »vaterlosen Gesellschaft«:
die Bundesrepublik nach 1945 142

Helmut Lethen

Im Schatten des »erloschenen Vaterbilds« 160

Michael Rohrwasser

Freuds vaterlose Gesellen und die Figurationen
der verschwindenden Väter im Nachkriegsfilm 178

Aleida Assmann

Hilflose Despoten.

Väter in der deutschen Gegenwartsliteratur 198

Vincent Kaufmann

The Dreamers oder: Vaterlose Kulturen

und Traditionsbruch im Mai 68 215

Christian Schmitt-Kilb

Literarische Vatersuche im Zeichen der Postmoderne 232

Kai-Olaf Maiwald

Vom Schwinden der Väterlichkeit und ihrer bleibenden

Bedeutung. Familiensoziologische Überlegungen 251

Heinz Bude

Die Metamorphosen des Ödipus

im Generationenverhältnis 269

Über die Autorinnen und Autoren 281

Vorwort des Herausgebers

Wenn dieses Buch den Titel »Mutterlosigkeit« trüge, würde es bei vielen, die es zur Hand nähmen, Befremden auslösen. Zwar können besondere Umstände dazu führen, dass Kinder ohne Mutter aufwachsen. Doch offensichtlich genügt dies nicht, um so etwas wie »Mutterlosigkeit« im Sprachgebrauch zu etablieren. Dass Mütter pauschal vermisst gemeldet werden, scheint undenkbar. Doch von Vaterlosigkeit als einem verallgemeinerbaren Befund darf die Rede sein. Dies muss damit zu tun haben, dass das Fehlen oder Verschwinden bei Vätern weniger undenkbar ist als bei Müttern. In der Tat gibt es hier verschiedene Umstände, die Distanz schaffen. Zur Vaterlosigkeit passen Väter, die ganz verschwunden sind; doch auch als Anwesende können Väter seltsam abwesend, als Abwesende seltsam anwesend wirken. All diese Fälle sind für Erfahrungen der Vaterlosigkeit gut, und man kann sich leicht vorstellen, dass sie massenweise auftreten.

Dass eher den Vätern als den Müttern Abwesenheit zugetraut wird, hat nicht nur mit Männern zu tun, die zu Nestflüchtern der besonderen Art werden; Vaterlosigkeit kann auch dann grassieren, wenn nicht reale, sondern ideelle Väter abhandenkommen; dieser Vorgang passt zu Müttern trotz aller Spekulationen über eine Urmutter nicht so recht. Meldungen über Vaterlosigkeit können demnach auch dann kursieren, wenn reale Väter präsent sind. Das Phänomen der Vaterlosigkeit schillert zwischen realen Erfahrungen und symbolischen Konstellationen. Es betrifft die Vaterlosigkeit zahlloser Kinder nach den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts ebenso wie etwa die Vaterlosigkeit, die als Abwesenheit Gottes konstruiert wird.

Der Reiz des Nachdenkens über Vaterlosigkeit besteht darin, dass eine Frage, die die Menschen im Innersten berührt – nämlich das Verhältnis zwischen den Generationen und der darin wirksame Status der Väter –, verschränkt ist mit symbolischen Ordnungen und historischen Umbrüchen, die weit über die individuelle Existenz hinausreichen. Die Diskurse zu Vaterschaft und Vaterlosigkeit sind lebensnah und geschichtsträchtig, vertraut und verdreht zugleich. Aufgrund seiner symbolisch-realen Doppelgestalt ist der Vater eine

Figur, die die Fantasie und das alltägliche Leben derer betrifft, die mit Vätern zu tun haben oder selber Väter sind; sie fordert zugleich heraus zu einer kulturwissenschaftlichen Analyse, wie sie in den Beiträgen dieses Bandes vorangetrieben wird.

Diesem Band liegt die Annahme zugrunde, dass die Entwicklung moderner Gesellschaften auch als eine Geschichte im Zeichen der Vaterlosigkeit erzählt werden kann – eine Geschichte, die mit der englischen »Glorious Revolution«, der amerikanischen und der Französischen Revolution in Gang kommt und die bis in die Gegenwart reicht. Dass die Vaterlosigkeit als ein Schlüssel zum Verständnis der Moderne verwendet werden kann, wird bereits durch diese Gründungsakte selbst nahegelegt: Sie zielen in ganz verschiedenen Dimensionen – religiös, politisch und privat – auf die Demontage von Vaterfiguren. Damit steht die weitere historische Entwicklung von vornherein unter der Voraussetzung einer Krise des Vaters, ob dieser nun über die Welt, im Staate oder zu Hause herrscht. Erst wenn die Vaterlosigkeit in dieser Weise umgedeutet wird, kann sie zum allgemeinen Befund popularisiert werden: Sie ist damit nicht mehr nur an das Erfahren oder Erleiden von Individuen gebunden, sondern wird offensiv betrieben und kollektiv herbeigeführt (oder auch nur herbeigeredet).

Die Geschichte der Moderne als Geschichte der Vaterlosigkeit zu erzählen heißt auch: von Erfahrungen des Zwiespalts und der Verwirrung zu berichten. Auch wenn die Gründungsakte moderner Gesellschaften mit einer Kampfansage an den Patriarchen verbunden sind, bringen sie weder die realen Väter noch deren symbolische Vettern zum Verschwinden. Die Geschichte der Vaterlosigkeit ist immer auch eine Geschichte, in der Väter verschiedenster Art wieder gesucht werden. Wenn Väter zum Verschwinden gebracht oder vermisst gemeldet werden, können sie sich in verwandelter Form doch wieder ins Generationenspiel einschleichen. Nach dem Startschuss der Vaterabschaffung folgt ein unübersichtliches Auf- und Abtreten verschiedenster Vaterfiguren.

Damit tritt neben den Streit um die Beschreibung der Vaterlosigkeit – welche Väter stehen am Pranger, oder geht es sozusagen »oben ohne?« – auch ein Streit um deren Bewertung: Muss man ohne Vater Trauer tragen oder darf man ohne Vater aufatmen? Mal ist die Vaterlosigkeit ein Schicksal, das zu erdulden ist, mal eine Gelegenheit, die ergriffen wird. Komplementär dazu verhalten sich jene

Vaterfiguren, die erwünscht oder verhasst sind, herbeigesehnt oder zurückgewiesen werden. Wie die Vaterlosigkeit positiv oder negativ lesbar ist, so auch die Väter, die ihr entgegengehalten werden.

In der Väterkritik der letzten drei Jahrhunderte werden ganz unterschiedliche Töne angeschlagen. Man könnte sagen, dass sich die Geschichte in diesem Zeitraum immer wieder selbst ins Wort gefallen ist: Wenn jeweils die Stimme gegen den Vater (oder gegen einen bestimmten Vater) erhoben wurde, war Widerspruch nicht weit. Kaum dass die Brüderschaft der Französischen Revolution den allmächtigen Vater demontiert hatte, setzte etwa Honoré de Balzac den Vater wieder in den Sattel und stellte ihm einen allmächtigen Erzähler als Geistesverwandten an die Seite. Kaum hatte die Jugendbewegung die Vaterlosigkeit zur Tugend erklärt, schossen wieder mehr oder minder obskure Vaterfiguren aus dem Boden. Kaum dass Helmut Schelsky Ende der 1950er Jahre erleichtert das Ende des Generationengegensatzes verkündet hatte, gaben ihm die 68er neue Schärfe. Kaum war die Vaterinstanz als Hort von Autorität und Autorschaft diskurstheoretisch und strukturalistisch unterlaufen, beschloss Harold Bloom, den Stellenwert ödipaler Beziehungen für die Entwicklung der Kultur dramatisch aufzuwerten. Kaum dass die Diagnose vom Schwinden familiären Sozialkapitals in der Single-Gesellschaft populär wurde, rief Philip Longman einen »Return of Patriarchy« aus. Kein Zweifel: Das Motiv der Vaterlosigkeit bietet eine Gelegenheit, die moderne Gesellschaft beim Hadern mit sich selbst, ihr Unbehagen über sich selbst zu beobachten. Es wäre sicher voreilig, dieses Unbehagen zu etwas Vergangenen zu erklären. Ob die großen Schlachten um den Patriarchen wirklich geschlagen sind und ob die derzeit um sich greifende Pluralisierung der Vätertypen von Desorientierung oder Entspannung im Generationenspiel zeugt, ist unklar.

In diesem Band soll es darum gehen, die Haltungsschäden der Väter zu diagnostizieren und die Chancen und Risiken des Vatersturzes zu erkunden. Ausgehend vom Rollenspiel der Väter erschließen die hier versammelten Beiträge Konfliktfelder im Zentrum moderner Gesellschaften. Zur Diskussion gestellt wird das Verhältnis zwischen Familie und Staat (privatem und politischem Leben) ebenso wie das Verhältnis zwischen Familie und Arbeitswelt (privatem und professionellem Leben); untersucht wird der schwankende Status der Vaterschaft im Rahmen des Projekts der

Emanzipation und des Prozesses der Individualisierung; diskutiert wird die Autorität der Väter und deren moralische Diskreditierung in Deutschland nach 1945; analysiert wird das Verhältnis zwischen Autorität und Autorschaft, das vom Niedergang des Vaters in Mitleidenschaft gezogen wird; erkundet wird der Wandel von Männer- und Väterbildern, die offensichtlich – trotz aller Angleichung zwischen den Geschlechtern – nicht einfach zugunsten von Menschenbildern fallen gelassen werden können; zur Debatte steht die Beziehungskrise, der *big disconnect* zwischen den Generationen. Zusammen genommen bieten die Beiträge dieses Bandes (zu denen in der folgenden Einleitung noch einige inhaltliche Hinweise gegeben werden) Berichte zum Vaterbild als einem Feind- und Suchbild der modernen Gesellschaft.

Die meisten der hier versammelten Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, die im Frühjahr 2008 am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) in Wien stattfand. Helmut Lethen als dessen Direktor und dem ganzen IFK-Team möchte ich für die wunderbare Zusammenarbeit und die Gastfreundschaft während dieser Tage danken. Herzlich danken möchte ich auch Barbara Jungclaus, Till Wagner und Michael Festl von der Universität St. Gallen, die bei der Redaktion des Bandes eine große Hilfe waren. Die Arbeit an dem Buch wurde erleichtert durch die Unterstützung des universitären Forschungsschwerpunkts SCALA (St. Gallen Research Centre for Ageing, Welfare and Labour Market Analysis). Eva Gilmer vom Suhrkamp Verlag danke ich für ihr freundliches Interesse und tatkräftige Unterstützung.

Dieter Thomä
Statt einer Einleitung:
Stationen einer Geschichte der Vaterlosigkeit
von 1700 bis heute*

I. Vorsatz

Um Zugang zum Diskurs über die Vaterlosigkeit zu erlangen, ist es ratsam, sich zunächst an den Ausgang einer Welt zu begeben, die von diesem Diskurs noch unberührt war, in der also die Väter auf fast aufdringliche Weise gegenwärtig, allgegenwärtig waren. Diese Welt war die des Patriarchats, wie sie in der frühen Neuzeit vorherrschend war (und heute mit einiger Zuversicht zu einer vergangenen Welt erklärt werden darf). Ich werde zuerst die Entwicklung nachzeichnen, die mit dem Untergang des traditionellen Patriarchats verknüpft ist. Mit ihr gehen Bemühungen um die Verwandlung des Vaters einher, aber auch – und hierauf soll in diesem Beitrag und in diesem Band der Schwerpunkt liegen – Szenarien der Vaterlosigkeit. Sie werden in ganz unterschiedlichen Tonarten, in Dur und Moll, durchgespielt. Ihre gewundene Geschichte reicht – was wohl kaum überrascht – bis in die Gegenwart; überraschend ist vielleicht eher, wie früh sie beginnt, wie schnell also die Menschen bei der »Great Transformation« der Gesellschaft spüren, dass es den Vätern (allen oder manchen?) an den Kragen gehen könnte. In meinem Beitrag möchte ich mich von der Kritik des Patriarchats über die frühe Erfahrung von der »vaterlosen Welt«, die Fantasie totaler Verbrüderung und den Befund von der »Marginalisierung« der Vaterschaft bis zur späten These von der »vaterlosen Gesellschaft« durchhangeln.

* In diesem Text möchte ich die Beiträge, die in diesem Band versammelt sind, nicht wie in einer herkömmlichen Einleitung vorstellen und zusammenfassen; vielmehr möchte ich mir meinen eigenen Reim auf die Vaterlosigkeit machen und jeweils, wenn der rechte Moment gekommen ist, zu den anderen Beiträgen gewissermaßen hinübergrüßen. Diese Verweise finden sich in gesonderten, mit * gekennzeichneten Fußnoten in diesem Beitrag. – In einzelnen Passagen stütze ich mich auf Überlegungen, die ausführlicher entwickelt worden sind in Dieter Thomä, *Väter. Eine moderne Heldengeschichte*, München 2008. Dort finden sich auch weiterführende Hinweise zu manchen hier nur angedeuteten Zusammenhängen.

Zusätzliche Dramatik gewinnt die Diskussion um Vaterlosigkeit und Vaterverwandlung dadurch, dass sie mit der Diskussion um die Krise der Familie verschränkt ist. Ginge aus der Abschaffung des Patriarchen letztlich ein Lebensmodell hervor, in dem ein Vater – welcher Art und Position auch immer – gar nicht mehr vorgesehen wäre, dann allerdings könnte man nicht nur ihn, sondern auch die Familie insgesamt einfach *vergessen*. Erwägungen dieser Art spielen nicht erst in den demographischen Debatten der jüngsten Zeit eine Rolle. Bevor ich zu solchen Erwägungen gelange, muss ich mich freilich zunächst der freudigen Pflicht entledigen, einen Bericht vom Angriff auf die alte patriarchale Ordnung zu liefern.

II. Kritik des Patriarchats

Geordnet war die patriarchale Welt gemäß einer Hierarchie, die in drei Größen gestaffelt auftrat. Der göttliche Vater autorisierte den Monarchen, beide hielten ihre Hand über den Familienvater. Entsprechend durfte der Familienvater als kleinstmöglicher Gott gelten. Simpel war diese Welt geordnet, vornehm ging sie nicht zugrunde.

Der erste – und auch schon gleich entscheidende – Angriff auf diese Ordnung erfolgte im späten 17. Jahrhundert in einem Text, der in einer ersten Entwurfsfassung im Jahre 1681 der englischen Polizei in die Hände fiel: Damals trug er zu Camouflage-Zwecken den Titel »Morbus gallicus«, »gallische Krankheit«. ¹ So nannte man damals die Syphilis. Doch bei diesem Text handelte es sich nicht um eine medizinische Abhandlung, sondern um eine philosophische Analyse, die sich mit einer speziellen »französischen Krankheit« befasste: dem Absolutismus. Ihr Autor war John Locke, und ihr endgültiger Titel lautete *Zwei Abhandlungen über die Regierung*.^{*} Darin wird dem politischen Patriarchat lange vor seinem geschichtlichen Ende der geistige Totenschein ausgestellt.

Lockes Gegner war Robert Filmer, der in seiner Schrift *Patriar-*

1 Peter Laslett, »Introduction«, in: John Locke, *Two Treatises on Government* [1690], Cambridge 1988, S. 3-133, hier S. 62 f., 123.

* An der Nahtstelle zwischen der politischen und der privaten Infragestellung der Vaterfigur ist der Beitrag von *Friederike Kuster* zu diesem Band angesiedelt, der den Bogen von Filmer über Locke bis Rousseau schlägt und die Verlegenheit analysiert, die der selbstbewussten Kritik am politischen Patriarchen auf dem Fuße folgt.

cha vorgetragen hatte, dass die »Könige Väter von Familien sind«, dass Gott der »oberste Herr über die Kinder und Kindeskinde aller Generationen« sei.² John Locke erledigte Filmers Patriarchat mit zwei Hieben. Der erste Hieb zielte aufs Politische. Er fragte: Wenn Gott diese patriarchalische Ordnung wirklich gewollt hat, warum hat er dann die Herrschaft auf Erden an zahllose große und kleine Herrscher verteilt? Warum hat er den Turm von Babel zerstört und die Menschheit in Gruppen und Grüppchen (eine »multitude«, wie Locke sagt) versprengt? Nach Locke liegt die Antwort auf der Hand: Gott war offensichtlich sorgsam darauf »bedacht«, die »väterliche Autorität« in der Politik »zu vernichten« und es den Menschen zu überlassen, ihre Angelegenheiten nach eigener Übereinkunft zu regeln.³ Dem politischen Patriarchen war damit ein Grab geschaufelt, für das Immanuel Kant später die Inschrift formulieren würde: »Eine väterliche Regierung [...], wo also die Untertanen als unmündige Kinder [...] sich bloß passiv zu verhalten genötigt sind, [...] ist der größte denkbare Despotismus.«⁴

Bei seinem zweiten Hieb gegen Filmers Patriarchat zielte Locke auf den Bereich des privaten Lebens. Dem Vater komme, so erklärte er, in der Familie durchaus die Autorität zu; aber von einer durch Gott autorisierten Nachfolgeregelung im Todesfall des privaten Patriarchen sei nichts bekannt. Unter den Brüdern, die dann gewissermaßen sich selbst überlassen sind, stellt sich die Herrschaftsfrage neu. Nach Locke ist zu fragen: Warum soll ein Mann von Natur aus »Untertan seines Bruders« sein, der ihn doch gar »nicht [ge]zeugt« hat? »Es liegt damit bei den Menschen«, so Locke, »wem sie die Regierung übertragen und welche Form sie ihr geben wollen.«⁵

Lockes Angriff galt, genau genommen, nicht Gottvater als dem obersten Patriarchen, er durchkreuzte vielmehr die Analogieschlüsse, die der Autorisierung oder, etwas unvorsichtig gesagt, der Machtergreifung der Väter dienten. Seine Kritik insbesondere am

2 Robert Filmer, *Patriarcha and Other Writings* [1680], Cambridge 1991, S. 1 ff.

3 Locke, *Two Treatises*, S. 249 (I. Abh., § 147); ders., *Zwei Abhandlungen über die Regierung*, Frankfurt/M. 1977, S. 183.

4 Immanuel Kant, »Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis« [1793], in: ders., *Werke*, Darmstadt 1983, Bd. 9, S. 125-172, hier S. 145 f. (A 236).

5 Locke, *Two Treatises*, S. 196, 243 (I. Abh., §§ 74, 140); ders., *Zwei Abhandlungen*, S. 127, 177.

politischen Patriarchen diene – auch wenn er sich in der gerade zitierten Stelle auf die »Brüder« bezog – zuallererst der Verteidigung der Individuen. Für sie erkämpfte der Liberalismus unveräußerliche Rechte, ihnen sollte die Entscheidung zustehen, in welcher Ordnung sie leben wollen. Die Todesstunde des Patriarchats war zugleich die Geburtsstunde des Gesellschaftsvertrages. »Politische Gewalt«, so sagte Locke, »hat ihren Ursprung allein in Vertrag und Übereinkunft und in der gegenseitigen Zustimmung derjenigen, die die Gemeinschaft bilden«, »politische Macht« sei strikt zu unterscheiden »von der eines Vaters über seine Kinder«.⁶

Ende des 17. Jahrhunderts fiel demnach der Startschuss für einen Großversuch im Laboratorium der Politik und des privaten Lebens, der bis heute mit wechselndem Erfolg in den modernen Gesellschaften weitergeführt worden ist. Da der »große« Vater in der Politik abgeschafft werden sollte, bedurfte es eines neuen Modells politischer Ordnung; der erste Vorschlag hierzu lautete, sie auf die Übereinkunft der Bürger zu gründen. Zugleich verlor der Familienvater seinen Rückhalt in der großen, verschachtelten Ordnung des Patriarchats: Seine Identität fiel in Scherben, das Bild des Vaters stand zur Disposition – und auch das Bild der Familie, das bislang an ihn gebunden war.

Im Gegenzug zu der Homologie des alten Patriarchats, in der die Hierarchien auf allen Ebenen miteinander verzahnt waren, wurde nun eine Heteronomie zwischen verschiedenen Ebenen zugelassen. Das dreifach gestaffelte Patriarchat war demontiert, die verschiedenen Sphären verselbständigten sich. Es erscheint abwegig, dass sich die politische Demokratie im Zuge dieses Prozesses in friedlicher Koexistenz mit dem privaten Patriarchat hätte arrangieren können. Zur Erbschaft oder Lastschrift der theoretischen Demontage des politischen Patriarchats gehörte demnach also auch die Frage, wie die Binnenstruktur der Familie neu zu fassen sei.

Entscheidend war in diesem Zusammenhang die Diskrepanz der Gegenstandsbereiche. Die Gebrauchsanweisung, die für den politischen Umsturz benutzt worden war, ließ sich nicht in gleicher Weise im privaten Leben anwenden. Die von Locke bemühte Übereinkunft passte erkennbar nicht auf Beziehungen, in denen

⁶ Locke, *Two Treatises*, S. 382, 268 (2. Abh., §§ 171, 2); ders., *Zwei Abhandlungen*, S. 201, 309.

die Absicht, Kooperation auf Übereinkunft zu gründen, durch vorgängige Verbundenheit unterlaufen wurde. Solche Beziehungen waren in besonders unumgänglicher Weise in der Familie anzutreffen. Auch aus diesem Grund lief der mühsame politische Siegeszug der Demokratie nicht parallel zum Siegeszug eines nichtpatriarchalischen Familienlebens. Vielmehr kam es in der privaten Sphäre zu Konfusionen. Es ist aus meiner Sicht eine zulässige Vereinfachung, wenn man sagt, dass das Vaterbild seit Locke hin- und herschlingert: Man trifft auf ein fruchtloses Hin und Her zwischen dem Sturz väterlicher Autorität und der Feier der ›Jugend‹ einerseits, der Wiederkehr väterlicher oder pseudoväterlicher Autoritäten andererseits. Die Periodisierungen dieser Pendelbewegung über Französische Revolution und Restauration, Jugendbewegung und NS-Zeit, Studentenbewegung und »Mut zur Erziehung« kann ich hier nicht genauer nachzeichnen, sondern nur erwähnen – auch auf die Gefahr hin, dass damit der falsche Anschein erweckt wird, die Grenzpunkte dieser Bewegung gehörten allesamt in die gleiche Schublade falscher Einseitigkeit.

III. Die Vertragstheorie und ihr Problem

Auf dem Feld der Politik wird eine Verwandlung vorangetrieben, die den Vater ebenso wie seine Untertanen in Bürger verwandeln soll. Die neue Ordnung gründet sich nach Locke auf einen Vertrag, auf den sich alle Bürger in einer großen »Übereinkunft« einigen (s. o.). Der Sturz des Patriarchats geht einher mit dem Aufstieg der Theorie des Gesellschaftsvertrags in der Politik. Abgesehen von den Schwierigkeiten, mit denen die Vertragstheorie auch beim Umgang unter Erwachsenen behaftet ist, ergibt sich damit ein Folgeproblem – ein Generationenproblem. Die Menschen, die sich im Gesellschaftsvertrag zusammentun, tun dies nicht als Kinder von Eltern, nicht als Eltern von Kindern, sondern nur als Individuen. Das ist ihr gutes Recht, doch damit bleibt eine Leerstelle beim Generationenspiel,⁷ das sich an der Tatsache entzündet, dass Menschen

7 Diesen Ausdruck verdanke ich Mark Roseman (Hg.), *Generations in Conflict. Youth Revolt and Generation Formation in Germany 1770-1968*, Cambridge 1995, S. XI; vgl. auch Barbara Stambolis, »Befreiung von den Vätern, Vatersehnsucht und Vaterlosigkeit«, in: *Figurationen* 6/2 (2005), S. 33-48.

dauernd neu in diese Welt hineinwachsen. Sucht man nach den Bedingungen, unter denen dieses Spiel glücken kann, so bietet die Vertragstheorie wenig Hilfestellung. Die Aussicht, dass die immer neu auftretenden, nachgeborenen Vertragspartner jeweils eigene Verhandlungen mit allen Beteiligten führen müssen, wirkt eher irritierend.

In der Tat ist es abwegig, dass sich die Menschen jeweils erst nach Vertragsschlüssen aufeinander einlassen sollen, als wäre es möglich, die Vorgängigkeit des Generationenspiels aufzuheben. Deshalb verfallen die Vertragstheoretiker auch auf den Ausweg des *Als-ob*. Es kommt nicht auf die faktische Wiederholung jeweils neu zu schließender Verträge an, sondern auf deren theoretische Überprüfung. Man lässt sich auf Verträge ein und tut so, als ob man ihnen zugestimmt hätte. Dieses Als-ob-Prinzip wird von Pufendorf auf die Kinder angewandt.⁸ Damit wird der Schein der Freiwilligkeit gewahrt – aber eben nur der Schein.

Ein Mensch kommt nicht zur Gesellschaft wie ein Gast zur Abendeinladung: aus freien Stücken, fertig eingekleidet. Ein Mensch gehört schon zur Gesellschaft, wenn er als kleines Bündel im Arm der Mutter oder des Vaters liegt. Um diese Situation haben sich die meisten Theoretiker der Emanzipation in der Moderne gedrückt und stattdessen Szenarien der Neugründung, der Stunde null, des totalen Neuanfangs als Feierstunden der Autonomie entworfen. Ein Minderheitsvotum, eine abweichende Position, kommt von David Hume.

In seinem Essay über – oder gegen – den Gesellschaftsvertrag bemerkt er, man könne sich durchaus eine Ordnung vorstellen, die nach dem Modell des Gesellschaftsvertrags eingerichtet sei und in der immer alles neu, ohne Rücksicht auf die »Vorfahren« und ihre »Gesetze« festgelegt werde. Das gehe aber nur unter der Voraussetzung, dass »eine Generation von Menschen die Bühne auf einen Schlag verlasse und ihr dann die nächste« – wiederum auf einen Schlag – »folge«. Bei Schmetterlingen – so sagt Hume – lasse sich

8 Die Kinder lassen, so sagt Pufendorf, die Erziehung der Eltern über sich ergehen, »als ob« sie in einem »stillschweigenden Vertrag« ihr »volles und ausdrückliches Einverständnis« zu der vom Vater ausgeübten Macht gegeben hätten; Samuel Pufendorf, *De jure naturae et gentium* [1672], *Werke*, Bd. 4.2, Berlin 1998, S. 603. – Vgl. hierzu auch den Beitrag von Friedrike Kuster im vorliegenden Band, dort Anm. 10.

der Generationengang wohl nach diesem Mechanismus organisieren, nicht aber bei den Menschen, deren Gesellschaft sich »in einem unaufhörlichen Fluss befindet«. Menschen sind keine Schmetterlinge. Sie kommen nicht fertig auf die Welt, sondern wachsen in die Welt hinein.⁹

Hinter den scheinbar beiläufigen Bemerkungen Humes zum Unterschied zwischen Menschen und Schmetterlingen verbirgt sich ein tiefes Problem im Konstruktionsplan moderner Gesellschaften, das seit der Gründerzeit der Vertragstheorie immer wieder auftaucht: Man nehme nur Rousseaus Thesen zur beschränkten Größe und Integrationsfähigkeit der Republik, Thomas Jeffersons Gedankenexperiment, dem zufolge die Geltungsdauer von Gesetzen von vornherein zu befristen sei, oder auch Habermas' Frage, ob man den faktischen Konsens aller Betroffenen in einer Streitfrage durch einen bloß virtuellen ersetzen könne:¹⁰ So oder so bleibt das Als-ob-Problem der Gesellschaftstheorie der Moderne erhalten – und zwar deshalb, weil sie am Generationenspiel ins Stolpern kommt. Der Kommunitarismus, der gegebenen Zugehörigkeiten von vornherein wohlwollender zugetan ist, erliegt nicht in gleicher Weise jenem Einwand, hat sich mit der Vertragstheorie aber eher beiläufig auseinandergesetzt und auch kein konsistentes Konzept des Generationenspiels entwickelt.

Den Menschen, die – fast im Sinne einer Wette – vor der Entscheidung stehen, sich auf die Vertragstheorie einzulassen oder nicht, stehen zwei Reaktionsmuster zur Verfügung. Ein wohlwollendes Reaktionsmuster basiert, wie gesehen, auf der Idee, man könne als Individuum wie ein Schmetterling aus dem Kokon krabbeln und fertig in die Welt treten. Daneben tritt eine zweite, abwehrende Reaktion, wonach das Individuum weniger auf seine Aktionsfähigkeit vertraut, als vom Verlust seiner Herkunft, seiner Einbettung in eine

9 David Hume, »Of the Original Contract« [1748], in: ders., *Essays, Moral, Political, and Literary*, Indianapolis 1985, S. 465-487, hier S. 476.

10 Vgl. Jean-Jacques Rousseau, »Du Contrat Social« [1762], in: ders., *Œuvres Complètes III*, Paris 1964, S. 347-470, hier S. 386 (Buch II, 9); ders., *Der Gesellschaftsvertrag*, Stuttgart 1986, S. 30; Thomas Jefferson, *Writings*, New York 1984, S. 959 (Brief an Madison vom 6. 9. 1789); eine ähnliche Idee wird erwogen von Jeffersons Gesprächspartner und Weggefährten Condorcet; vgl. Mona Ozouf, *L'homme régénéré*, Paris 1989, S. 137; vgl. zum Konjunktiv des Konsenses Jürgen Habermas, *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt/M. 1983, S. 76.

Tradition irritiert ist. Das Unbehagen daran kommt zum Ausdruck in dem Stichwort von der »vaterlosen Welt«.

IV. »Nobodaddy« oder: Die vaterlose Welt

Zeitweise agierte John Locke als Hauslehrer für den Enkel seines Freundes, des Earl of Shaftesbury (bei dem die Polizei seinerzeit Lockes Manuskript über die »gallische Krankheit« beschlagnahmt hatte). Dieser Enkel wuchs zum Philosophen heran: Anthony Ashley Cooper, der dritte Earl of Shaftesbury, veröffentlichte 1708 einen »Brief über den Enthusiasmus«, in dem er über ein Wesen, »das Beziehung auf das Ganze hat«, oder einen »allgemeinen Vater« nachsann. Abschreckend fand er die Vorstellung von einer »verlassenen Natur« und einer »vaterlosen Welt«. ¹¹ Was, wenn es sich bei dem Universum um ein »ungeheures, unendliches Wirrwarr« handelte, wenn wir in einer »zerrütteten Welt« lebten?¹² Hinter der hier zum Ausdruck kommenden Sorge um die Unordnung im All lauerte immer auch die Angst vor dem Zerfall der sozialen Ordnung – im Kleinen und im Großen. Der Umbau der politischen und privaten Beziehungen war im Gang, doch er ging einher mit der Angst, zwischen Alt und Neu den Halt zu verlieren.

Das Wort von der »vaterlosen Welt« muss man sich, wenn ich das so ungeschützt sagen darf, auf der Zunge zergehen lassen. Es hat rund 200 Jahre Vorsprung vor der »vaterlosen Gesellschaft«, von der Sigmund Freud, Paul Federn, später dann Alexander Mitscherlich und einige andere im 20. Jahrhundert sprechen werden.¹³ Ist es

11 Anthony Ashley Shaftesbury, »A Letter Concerning Enthusiasm« [1708], in: ders., *Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times*, Indianapolis 2001, Bd. I, S. 1-36, hier S. 25; ders., *Der gesellige Enthusiast*, München 1990, S. 31.

12 Shaftesbury, »An Inquiry Concerning Virtue, or Merit« [1699], in: ders., *Characteristicks*, Bd. 2, S. 1-100, hier S. 40; ders., *Der gesellige Enthusiast* (Anm. 11), S. 253.

13 Sigmund Freud, *Totem und Tabu* [1913], in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 9, London 1948, S. 1-205, hier S. 180; der Ausdruck »vaterlose Gesellschaft« findet sich ebenso schon in der Zeitschriftenfassung des zweiten Teils von *Totem und Tabu*; vgl. ders., »Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker«, in: *Imago* II (1913), S. 357-408, hier S. 398; Paul Federn, »Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft«, in: *Der Oesterreichische Volkswirt* II (1919), S. 572-574, 595-598.

nicht ein höchst bedeutsames Zusammentreffen, dass Shaftesbury und Freud – der eine aus der Verunsicherung der frühen Neuzeit, der andere aus der Verunsicherung der Hochmoderne heraus – ihre Krisenerfahrung mit der Frage nach der Vaterlosigkeit verbinden? Man muss allerdings traurig konstatieren, dass Freud, Federn und Mitscherlich jene alte Diskussion aus dem 18. Jahrhundert offenbar gar nicht registriert haben. Kurioserweise ist sogar Freuds Rede von Vaterlosigkeit von einigen seiner Interpreten weitgehend vernachlässigt worden. Federn erwähnt Freud nicht ausdrücklich als Stichwortgeber für die immerhin in den Titel seiner Abhandlung erhobene »vaterlose Gesellschaft«; Mitscherlich verbannt den Hinweis auf Federn in eine kleine Fußnote und hält es gleichfalls für unnötig, Freud in diesem Zusammenhang zu erwähnen.¹⁴ Bis heute hat man es überdies – soweit ich sehe – versäumt, einen Vergleich zwischen der (alten) »vaterlosen Welt« und der (neuen) »vaterlosen Gesellschaft« anzustrengen. Überhaupt ist die Rede von der »vaterlosen Welt« weitgehend der Vergessenheit anheimgefallen, obwohl sich im 18. Jahrhundert viele davon angezogen fühlten.¹⁵

Es drängt sich der Eindruck auf, dass in der jüngsten Vergangenheit, vor allem in der Zeit nach 1945, ein Exklusivrecht auf Vaterlosigkeit wider oder ohne besseres Wissen beansprucht worden ist. Vielleicht darf man eine kuriose Bestätigung der Erfahrung der »Vaterlosigkeit« darin sehen, dass diejenigen, die von ihr neuerdings heimgesucht worden sind, versäumt haben, der Vorläufer oder ›Väter‹ dieser Erfahrung zu gedenken.

Wenn man sich weigert, bei diesem Spiel der Vergesslichkeit mitzumachen, und wenn man zur frühen Neuzeit, zu Shaftesbury und seinen Geistesverwandten zurückkehrt, so stößt man auf einen Zeugen, der in dem hier verhandelten Zusammenhang der Vaterlosigkeit von besonderem Interesse ist: nämlich auf Adam Smith. Im Jahr 1789 machte er sich daran, seine *Theory of Moral Sentiments*

14 Alexander Mitscherlich, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, München 1963, S. 484. Auch Mitscherlichs – doch so kritischer – Biograph Dehli schreibt die »vaterlose Gesellschaft« Federn zu und vergisst darüber Freud; vgl. Martin Dehli, *Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs*, Göttingen 2007, S. 265.

15 Jerome Schneewind, *The Invention of Autonomy*, Cambridge 1998, S. 378 ff. – Keine Erwähnung findet bei Schneewind das eindrucksvollste frühe Zeugnis zur Vaterlosigkeit im deutschen Sprachraum: Jean Pauls »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei«. Vgl. Jean Paul: *Siebenkäs*, in: ders., *Werke*, München, Wien 1975, Bd. 3, S. 7-576, hier S. 270-275.

von 1759 einer grundlegenden Überarbeitung zu unterziehen; es war das Vorjahr seines Todes. An Smith scheinen die Ereignisse, die in diesem Jahr Paris in Atem hielten, ziemlich spurlos vorbeigegangen zu sein; insofern finden sich auch in dieser Überarbeitung keine direkten Reaktionen auf den in Frankreich geproben Sturz des Patriarchats. Jedoch fügte Smith bei der Überarbeitung seines frühen Hauptwerks eine Passage ein, in der er den Verlust der Gewissheit beklagte, dass »alle die Bewohner des Universums, die geringsten ebenso wie die höchsten, unter der unmittelbaren Fürsorge und dem Schutze jenes großen wohlwollenden und allweisen Wesens stehen«, jenes »Vaters« oder »großen Direktors«, der die Sorge für die allgemeine Glückseligkeit trage. Smith bot ein Echo auf Shaftesbury: Die »trübsinnigste von allen Erwägungen«, eine »fürchterliche Vorstellung« flog ihn an: dass der Weltraum »mit endlosem Elend und Jammer« erfüllt sei und wir in einer »vaterlosen Welt« lebten.¹⁶

Smiths Befund von der »vaterlosen Welt« steht in einem untergründigen Zusammenhang mit einer anderen von ihm verwendeten Metapher, die weit größere Berühmtheit erlangt hat: der Metapher von der »unsichtbaren Hand«. Doch die Aussicht auf die von einer »unsichtbaren Hand« geleiteten Individuen kann die Angst vor der »vaterlosen Welt« nicht ausstechen – schlimmer noch: Gerade die Individuen, die nichts als ihre eigenen Interessen vertreten, tragen trotz der Harmonie, die aus ihrer Interaktion letztlich hervorgehen soll, zu dem Bild einer Welt bei, die einen zerfallenen, zerrissenen Eindruck macht. So ist Adam Smith ein Herold des Individualismus – und des Unbehagens daran. In seiner *Theory of Moral Sentiments* bringt er mit der Theorie der »Sympathie« einen Vorschlag vor, wie diesem Unbehagen abzuhelfen sei: eine Theorie menschlicher Beziehungen, die nicht auf das Eigeninteresse, sondern auf eine selbstverständliche Zusammengehörigkeit zwischen Menschen setzt. Diese doppelte Perspektive macht Smith zu einer Leitfigur der modernen Gesellschaft. *Diesseits* Gottes als des »großen Direktors« (wie Smith ihn nennt) und *jenseits* des Eigeninteresses ist zu fragen, wie die Neuordnung des menschlichen Lebens nach dem Sturz des in sich gestaffelten dreifachen Patriarchats gelingen kann.

16 Adam Smith, *Theory of Moral Sentiments* [1759/1790], Cambridge 2002, S. 277; ders., *Theorie der ethischen Gefühle*, Hamburg 1994, S. 398; vgl. Emma Rothschild, *Economic Sentiments*, Cambridge [MA], London 2001, S. 218 ff.